

100 Jahre im Dienste der Bandindustrie

Autor(en): **Grenacher, Erhard / Schmid-Mazzotti, August / Picard, Heinz**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Frick - Gestern und Heute**

Band (Jahr): **2 (1987)**

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-955003>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

100 Jahre im Dienste der Bandindustrie

Jakob Müller AG, Maschinenfabrik, Frick

85

Während mehreren Jahrhunderten war Basel und seine Region das Zentrum der Schweizerischen Bandindustrie. Zur Zeit der Gründung der «Stuhlfabrik» (Abkürzung von Bandwebstuhlfabrik) Müller liefen in Frick und den umliegenden Gemeinden noch viele Bandwebstühle. Die sogenannte Heimposamenterie war damals im benachbarten Baselbiet und in der Region Frick zuhause.

Seidenbänder und Posamenten

Bereits zu Beginn des 15. Jahrhunderts wurden in Basel einfache Baumwollgewebe hergestellt. Die gewerbliche Entwicklung dieser Gewebeherstellung wurde dann durch das Basler Konzil (1431–1448) und die anbrechende Renaissancezeit gefördert. Das wirtschaftliche Leben Basels nahm durch die aus aller Welt herbeiströmenden Konzilsteilnehmer und deren Gefolge einen grossen Aufschwung. Das Bedürfnis nach Luxus stieg. Die textile Kunst zeigte eine kräftige Entfaltung.

Nach der Reformation liessen sich gegen Ende des 16. Jahrhunderts die «Hugenotten» aus Frankreich in Basel nieder. Diese brachten verfeinerte Kenntnisse im Weben von Fransen, Borten und Bändern. Die welschen Refugianten brachten es zu hohem Ansehen und grossem Einfluss. 1603 gebot Basels Rat zum Schutze der Alt-Basler Weber, dass «Welsche», welche weder Bürger noch Hintersass waren, die Stadt verlassen müssen. Diese ausgewiesenen Seidenarbeiter begründeten damals die Heimindustrie in der Landschaft südlich von Basel.

In der Zeit des Dreissigjährigen Krieges (1618–1648) erlebte die Posamentenweberei einen ungeheuren Aufschwung. Die Lage Basels als Friedensinsel lockte viele Textilunternehmer und Gewerbetreibende aus dem Elsass und Lothringen in die freie Reichsstadt. Diese Immigranten brachten Ideen, Kapital und Handelsverbindungen mit sich

und veränderten Basels Wirtschaftsstruktur grundlegend. Im Juli 1653 beantragten die Unternehmer und Bandverleger der Safran-Zunft dem Rat von Basel die Befreiung von den geltenden Zunftbeschränkungen. Daraufhin wurde eine Arbeitsteilung zwischen Stadt und Land vorgenommen. Die städtischen Handwerksmeister, die Posamentier, in der Zunft zu Webern zusammengeschlossen, stellten die hochwertigen Taft- und Hochlitztenbänder, und die Zunftgenossen zu Safran liessen auf ihren Webstühlen in der Landschaft die billigen Woll- und Florettseidenbänder weben, die vornehmlich für den Export bestimmt waren.

Erfindung des mehrgängigen Bandwebstuhles

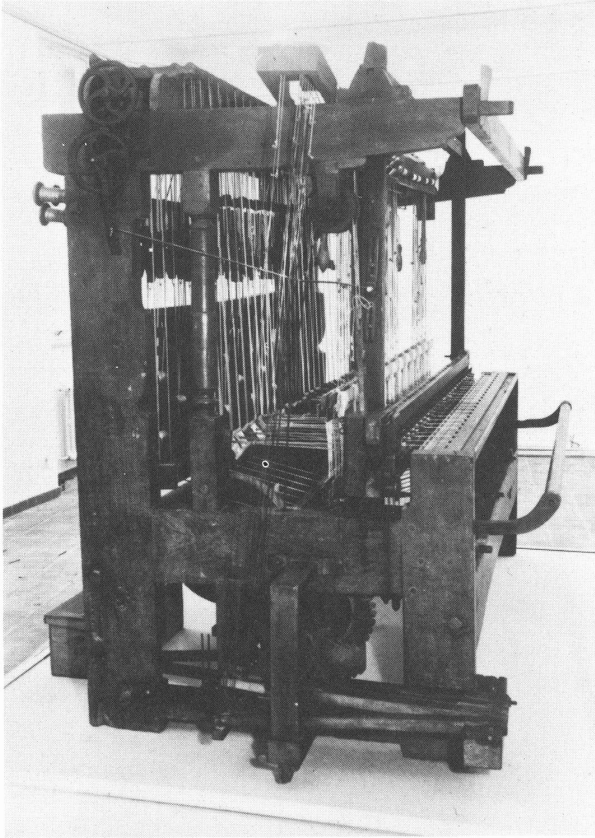
Wenn bis Mitte des 17. Jahrhunderts die Bänder einzeln auf einem Schemel gewoben wurden, brachte die Erfindung des sechzehngängigen Bandstuhles, «Bändelmühle» genannt, eine entscheidende Wende in diesem Gewerbe. Die damit verbundene Produktionssteigerung und Preisminderung führte zu Fabrikgründungen. Die neue Webmaschine erlaubte das gleichzeitige Weben von mehreren Bändern. Die Schiffchen wurden mechanisch betätigt, und die Bedienung der «Bändelmühle» hing nicht mehr ausschliesslich von der Geschicklichkeit des Webers ab. Dank einem weitsichtigen Entschluss des Rates wurden die Basler Bandfabrikanten in ihrer Entwicklung nicht gehemmt, wie dies in andern Städten der Fall war. Bald stand das auf Basels «Bandmühlen» hergestellte Seidenband an erster Stelle auf den Weltmärkten.

Erfindung der Dampfmaschine

Mit der Erfindung der Dampfmaschine konnten sich die Unternehmen zu fabrikmässigen Grossbetrieben entwickeln. Der Antrieb der Stühle wurde mechanisiert. 1877 waren in der Region Basel elf Fabriken mit Dampfkraft in Betrieb. Trotzdem blieb die Bedeutung der damals in der Region Basel anzutreffenden Heimarbeit bestehen.







Bandwebstuhl aus dem 17. Jahrhundert, genannt «Bändelmühle» für Handantrieb.

Verwendung von künstlichen Farben

Hand in Hand mit der Entwicklung der Bandindustrie ging auch die Färberei. Die künstlichen Farben wurden in kurzer Zeit merklich verbessert und eroberten sich ihren Platz in der Bandfabrikation. Durch die gegen Ende des Jahrhunderts erfolgte Entwicklung der Basler Seidendruckerei wurde eine weitere Veredlung des Bandes erzielt und vielseitige, neue Effekte trugen zum guten Absatz bei.

Heimposamenterie

Im Baselbiet und im Fricktal fand die Bandweberei ihren Einzug aufgrund des geringen Ertrages eines kargen Bodens und dank der aus Frankreich zugezogenen «Welschen», die anfangs des 17. Jahrhunderts aus Basel vertrieben wurden. Bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts liessen die Basler Fabrikanten den grössten Teil ihrer Bänder auf der Landschaft weben. Der Verkehr mit den Posamentern wickelte sich durch die Botenwagen ab. Diese zweispännigen Planwagen brachten von den entlegensten Dörfern zwei- bis dreimal wöchentlich die gewobenen Bänder nach Basel und nahmen das Material für die weiteren Webaufträge wieder mit. Als Arbeitsräume dienten den Posamentern ihre eigenen Wohnstuben. Die Webstühle waren meistens Eigentum des Fabrikanten, in wenigen Fällen gehörten sie den Webern.

Der Posamenter arbeitete im Akkordlohn. Für ihn war dies nebst dem Betrieb einer kleinen Landwirtschaft eine willkommene Verdienstmöglichkeit. Zu gewissen Zeiten stand der Webstuhl nie still. Mann und Frau lösten sich in Tag- und Nachtschicht ab. In verschiedenen Ortschaften standen geschickte Stuhlschreiner zur Verfügung, die neue Stühle anfertigten oder Reparaturen vornehmen konnten.

«Bändelisterbet»

Nach dem Ersten Weltkrieg führten die Zollschranken der Nachbarländer, dann die Änderung der Damenmode und schliesslich die Weltkrise zu einem starken Rückgang der einst blühenden Heimposamenterie. 1924 verzeichnete man noch 3545 Posamentstühle in der Region; doch waren damals keine zwei Drittel davon in Betrieb. Der «Bändelisterbet» begann. 1929 zählte man noch 1860 Heimposamentier, 1950 noch 510 und 1964 nur mehr 179, meist ältere, über 70jährige Leute.

Heute ist die Heimposamenterie in der Region gänzlich verschwunden. Dafür finden jährlich Tausende von modernsten Bandweb- und Wirkmaschinen von Frick aus den Weg in die Schweiz und in alle Welt und produzieren eine reichhaltige Palette von gewobenen und gewirkten Bändern für die verschiedensten Verwendungszwecke.

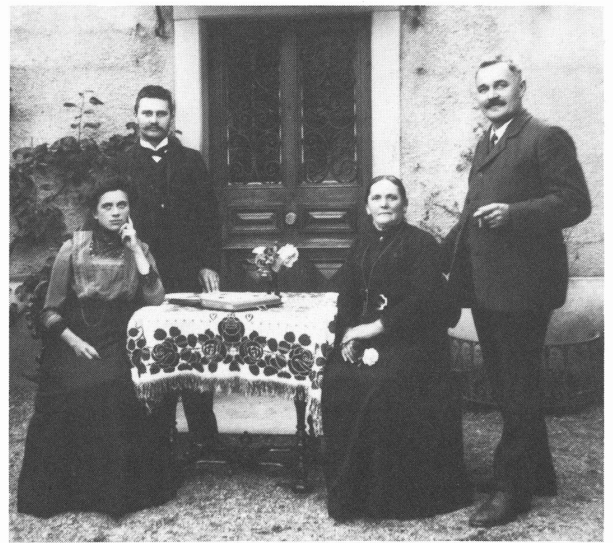
Gründung der Firma Müller

Am 18. Juli 1887 nahm Jakob Müller-Schneider mit seiner Familie Wohnsitz in Frick. Bereits am 13. Oktober des gleichen Jahres erwarb er die Liegenschaft Nr. 73 im Unterdorf von Frick. Geboren am 14. Mai 1857 in Langenbruck/BL, erlernte Jakob Müller in Oberdorf/BL den Beruf eines Webstuhlschreiners. Mit seinem unbeugsamen Unternehmergeist brachte er seinen anfänglichen handwerklichen Betrieb an der Mühlegasse und ab 1896 an der Geissgasse zu einer ansehnlichen Grösse. Er beschäftigte damals vier bis fünf Mitarbeiter. Seinem Erfindertalent und seinem Tatendrang gelang es, die Basis für den heute weltumspannenden industriellen Fabrikbetrieb zu legen.

Aber auch ausserhalb seines Berufes entfaltete der Firmengründer eine initiative Tätigkeit. Die Pflege der Musik war ihm ein besonderes Anliegen. Er war Mitbegründer des Männerchors, des Orchestervereins und des Kirchenchores.

In seiner spärlichen Freizeit sammelte er Uhren von historischem Wert, die er mit grosser Sachkenntnis in Gang hielt. Von seinem handwerklichen Können zeugen heute noch stilvolle Möbelstücke, die er kunstgerecht herrichtete oder selber herstellte.

Der Firmengründer verstarb 1951 im hohen Alter von 94 Jahren.



Das Gründerehepaar (rechts) Jakob und Elisabeth Müller-Schneider und die zweite Generation Jakob und Hulda Müller-Kistler vor dem Wohnhaus an der Ecke Schulstrasse/Geissgasse

Die zweite Generation, Jakob Müller-Kistler

Als einziger Sohn von Jakob und Elisabeth Müller-Schneider, im Jahre 1885 in Oberdorf/BL geboren, verbrachte Jakob II seine Jugendzeit in Frick. Nach der Bezirksschule absolvierte er eine Mechanikerlehre und lernte anschliessend bei seinem Vater zusätzlich den Webstuhlschreinerberuf. Mit der Anwendung der Elektrizität als Antriebskraft für Maschinen zu Beginn dieses Jahrhunderts, erforderte die Herstellung von Bandwebstühlen vermehrt Metallbearbeitung. Deshalb war es angezeigt, beide Berufe zu erlernen. Nach seiner Berufsausbildung vervollkommnete er sein Wissen bei der Webstuhlfabrik Benninger in Uzwil und der Maschinenfabrik Schwegler in Wattwil. Zudem besuchte er die Textilfachschule in Wattwil.

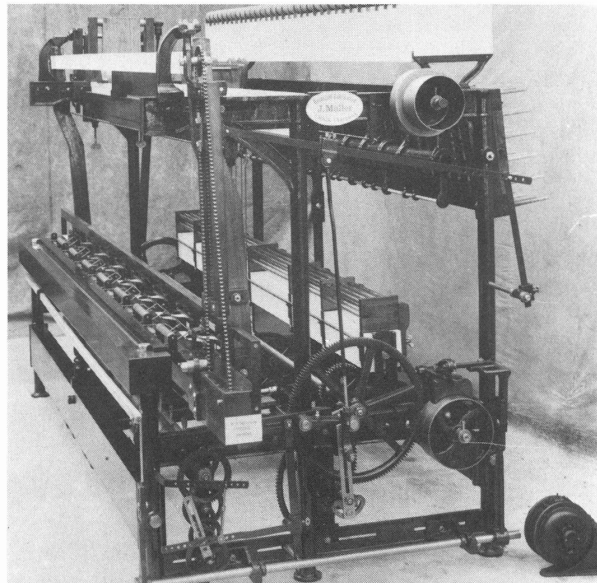
Im Jahre 1911 verheiratete er sich mit Hulda Kistler, die ihm im Geschäft eine grosse Hilfe war. Der Ehe entsprossen ein Sohn und eine Tochter.

Nachdem Jakob Müller-Kistler den Betrieb 1912 von seinem Vater übernommen hatte, wurde im Jahre 1916 in das neue Gebäude an der Schulstrasse umgezogen. Fünf Jahre später konnte bereits eine Erweiterung vorgenommen werden. Durch ständige Verbesserung der Bandwebstühle und patentierten Neuerungen auf dem Gebiet der Webladenfabrikation erwarb er sich einen ansehnlichen Kundenkreis.

Doch Jakob Müller-Kistler hat nicht nur erfreuliche Geschäftsjahre erlebt. Zu Beginn der dreissiger Jahre zeichnete sich auch in der Textilindustrie eine allgemeine Krise ab. Als dann der Zweite Weltkrieg ausbrach, stellten sich wiederum zahlreiche Probleme ein. Dank seiner Ausdauer und seinem Optimismus gelang es ihm, das Schifflin durch all die Stürme zu steuern und den Fortbestand des Unternehmens zu erhalten, um es nach dem Krieg seinem Sohn Jakob Müller-Frauenfelder übergeben zu können.

Jakob Müller-Kistler hat von seinem Vater auch die Freude an der Musik mitbekommen, die ihm einen Ausgleich zur strengen Berufsarbeit brachte. Neben der Gründung und Leitung des Kirchenchores und des Orchestervereins versah er den Organistendienst der Ref. Kirchgemeinde Frick über 40 Jahre.

Ein Verkehrsunfall im Jahre 1955 beendete viel zu früh das hilfsbereite und stets um das Unternehmen besorgte Wirken des Gründersohnes.



Bandwebstuhl aus dem Jahre 1914 mit patentiertem Schifflintrieb, erstmals mit Elektromotor ausgerüstet



Die dritte Generation, Jakob Müller-Frauenfelder

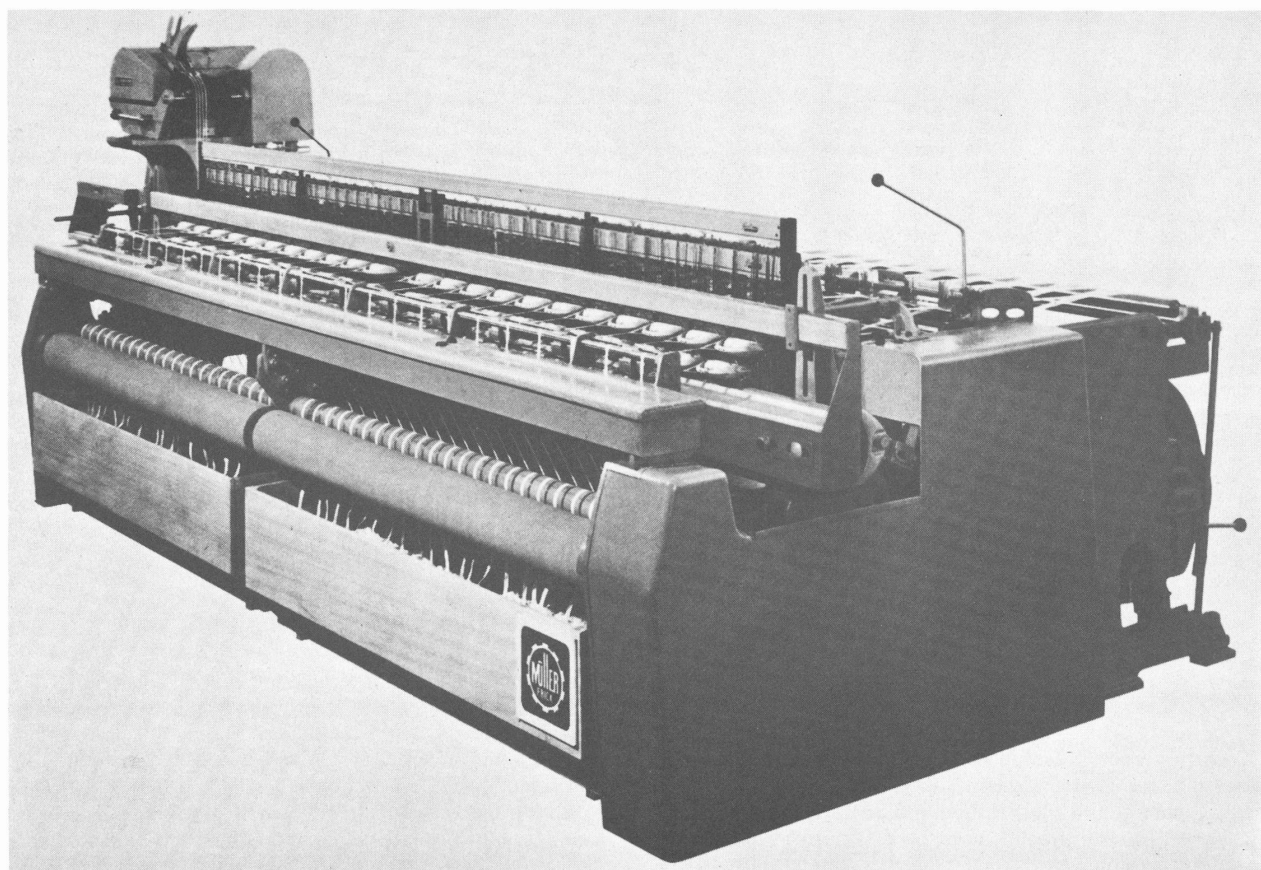
Auf den 1. Juli 1946 übernahm Jakob III, von Beruf Maschineningenieur, das Unternehmen, das er im unermüdlichen Bestreben, der Kundschaft modernere und leistungsfähigere Bandwebmaschinen zur Verfügung zu stellen, zur grössten und bedeutendsten Bandweb- und Wirkmaschinenfabrik

der Welt aufbaute. Dieser Erfolg ist um so höher zu werten, als er gegen eine ausländische Konkurrenz anzutreten hatte, die mit weit günstigeren Gestehungskosten (Material und Löhne) kalkulieren konnte. Dank dem technischen Vorsprung seiner Konstruktionen gelang es ihm, den Kundenkreis ständig zu erweitern und damit den Bestellungseingang stetig zu erhöhen. Dadurch wurde eine wirtschaftlichere Serienfertigung ermöglicht, was zu konkurrenzfähigeren Preisen und somit zu verbesserten Absatzmöglichkeiten führte.

Das Geheimnis seines Erfolges basiert einerseits auf seiner Weitsicht, in zukunftsreiche Neuentwicklungen zu investieren und andererseits einen Stab von zuverlässigen und einsatzfreudigen Mitarbeitern heranzuziehen, sie für ihre Aufgaben zu begeistern und gerecht zu behandeln.

Die erfolgreichsten Produkte der Firma Müller

Zum Geschäftserfolg der letzten 40 Jahre haben eine Reihe von Neuentwicklungen beigetragen, die sich durch ihre technische Überlegenheit auszeichneten. Waren es in den 40er Jahren die oberbaulosen Schiffchen-Bandwebmaschinen und zu Beginn der fünfziger Jahre Spezialmaschinen zur Herstellung von besonderen Geweben und Bändern, so folgte 1955 bereits das erste schiffchenlose Websystem, der Rotor-Bandwebautomat, der sich besonders gut für die Herstellung von Autosicherheitsgurten eignete. Der Weiterentwicklung der Schiffchen-Bandwebmaschinen wurde aber weiterhin grösste Aufmerksamkeit geschenkt, indem konstruktive Verbesserungen höhere Tourenzahlen und die Anbringung von elektrischen Fadenwächtern bei Schuss und Kette bessere Nutzeffekte erzielen liessen. Gegen Ende der fünfziger Jahre konnte eine Bandwebmaschine lanciert werden, auf der das epochemachende Velcro-Haftband gewoben werden kann.



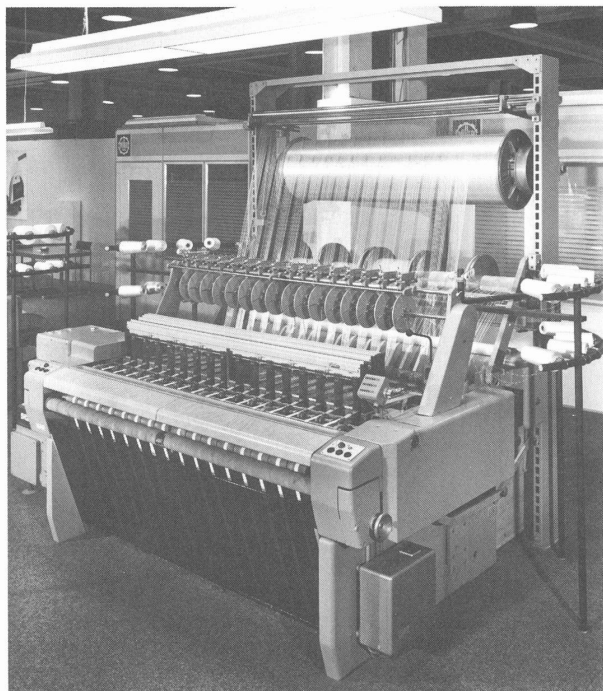
Schiffchen-Bandwebmaschine CSQS 329 für leichte und mittelschwere Bänder



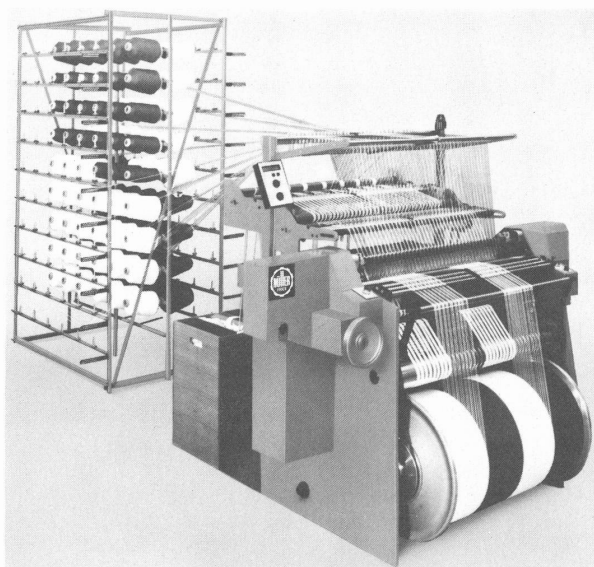
Schiffchen-Bandwebmaschinen COR 329 in einer modernen Weberei in USA

Im Jahre 1964 konnte die erste Nadel-Bandwebmaschine NA der Kundschaft vorgeführt werden. Für die Bandfabrikation brach ein neues Zeitalter an. Aber erst gegen Ende der sechziger Jahre, als für dieses Websystem besonders geeig-

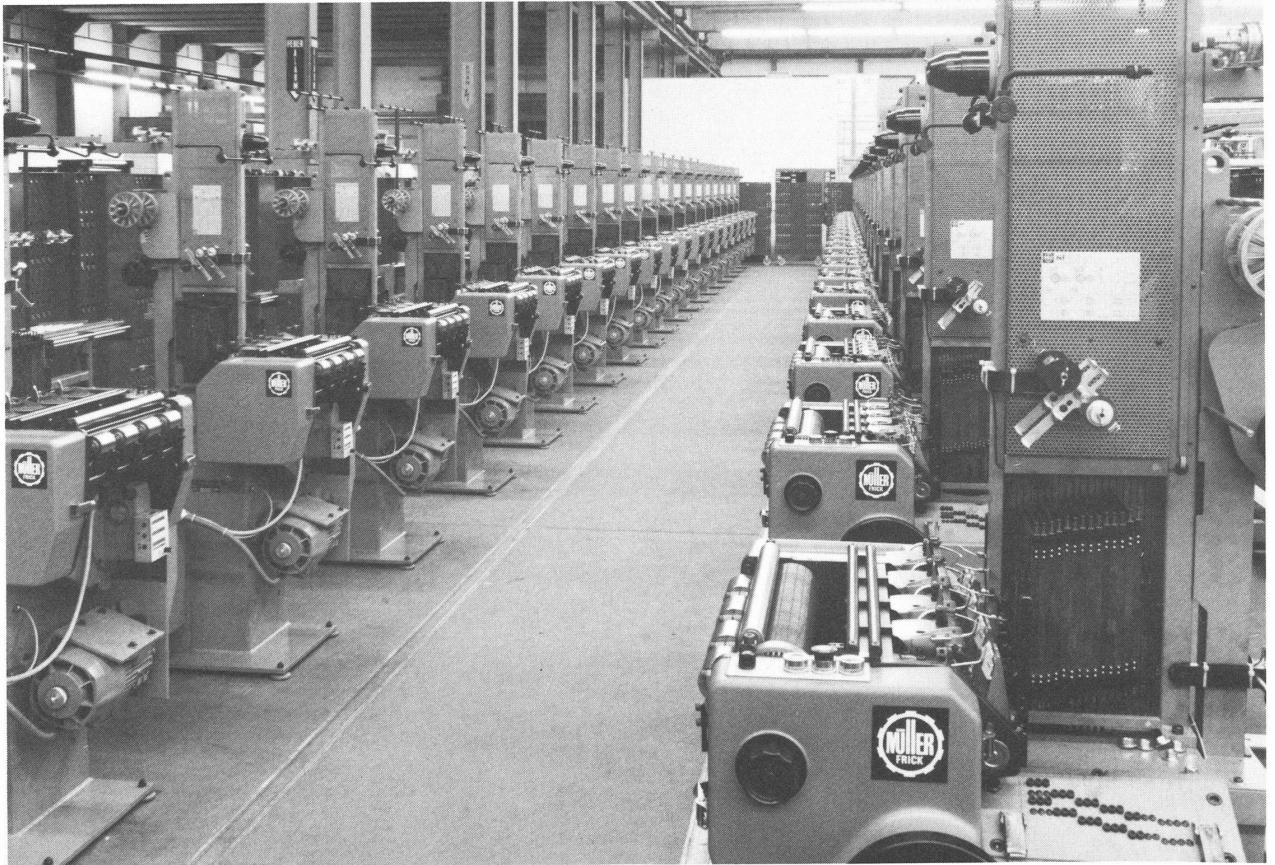
nete Garne auf den Markt kamen, setzte der eigentliche Erfolg dieser Maschine ein. Die Schiffchenwebmaschinen wurden nach und nach und ab 1972 gänzlich von diesen neuen Nadel-Bandwebmaschinen abgelöst, nachdem 1971



Schiffchenloser Nadel-Bandwebautomat NA
für leichte und mittelschwere Bänder



Raschelina RC 6/800
Schusswirkmaschine zur Herstellung von Konfektions- und technischen Bändern

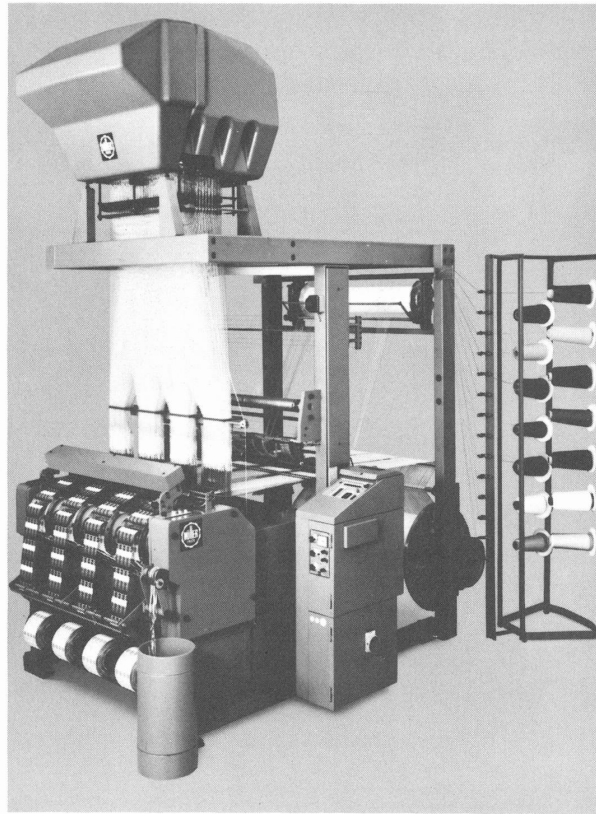


Montagehalle in Frick mit einer Serie NF-Bandwebmaschinen

der kleine Nadelbandwebautomat NB mit 2 und 4 Gängen auf den Markt gebracht wurde. Die Weiterentwicklung dieser Modellreihe, in den Ausführungen NBT, NC und ND, fand schliesslich 1979 ihren Abschluss mit dem heutigen Marktleader Typ NF.

Als sich auf dem Markt eine Zunahme des gewirkten Bandes abzeichnete, woraus eine Abnahme der gewobenen Bänder zu befürchten war, entschloss sich die Firma Müller auch zur Herstellung von Schusswirkmaschinen. Die Modellreihe «Raschelina» ist seit 1977 auf dem Markt und erzielt heute einen beachtlichen Umsatzanteil.

Ein Unternehmen, das mit der Zeit Schritt halten will, muss sich auch der neuesten Technologie, der Elektronik, bedienen. So wurde bereits im Jahre 1954 die Entwicklung von elektronischen Steuerungen für Schaft- und Jacquardmaschinen in die Wege geleitet. Diese Aufgabe erforderte von den Beteiligten sehr viel Einsatz und Ausdauer und von der Unternehmung ein grosses finanzielles Engagement. Wie bei andern Neuentwicklungen, führte auch hier ein unermüdlicher Durchhaltewillen zum Ziel. Seit 1982 ist die elektronisch gesteuerte Jacquardmaschine EPD und seit 1983 die elektronisch gesteuerte Schaftmaschine «Mütronic» auf dem Markt. Parallel dazu wurde schliesslich die elektronische Musterkreations-Anlage «Mücomp» zur Erstellung von Musterprogrammen für Jacquardmaschinen entwickelt und der Kundschaft zur Verfügung gestellt. So kann Frick als die Geburtsstätte zahlreicher Weltneuheiten bezeichnet werden. In mehreren Müller-Entwicklungen wurde Pionierarbeit für die Bandindustrie geleistet, wie z. B. beim Reissverschlussband, beim Klettenverschluss, beim Jalousie- und Gardinenband, bei der Autosicherheits- und Transportgurte sowie bei Spezialbändern für Dessous, Oberbekleidung, Orthopädie, Medizin, Industrie und Raumfahrt.



Schiffchenlose Hochleistungs-Jacquardbandwebmaschine MCE 125 t für Kleideretiketten, ausgerüstet mit der elektronisch gesteuerten Jacquardmaschine EPD.

Gebäulichkeiten

Die erste Werkstatt des Firmengründers befand sich im Unterdorf bei der Einmündung der Mühlegasse in die Hauptstrasse. 1888 wurde das Wohnhaus an der Ecke Schulstrasse/Geissgasse erworben und 1896 erfolgte der Anbau einer Werkstatt. Im Jahre 1916 wurde in die neue Fabrik an der Schulstrasse umgezogen. In den letzten 40 Jahren mussten entsprechend der Entwicklung der Unternehmung die Werkanlagen den Bedürfnissen ständig angepasst werden. So kamen in den Jahren 1946, 1950, 1955, 1958 und 1960 bauliche Erweiterungen zur Ausführung. Das Werk II, südöstlich der Schulstrasse, konnte als Schreinerei-Werkstatt 1961 bezogen werden. In vier weiteren Ausbautappen wuchs das Werk I, nordwestlich der Schulstrasse, zur heutigen Grösse heran. Es entstanden 1964 eine Fabrikationshalle, 1966 das erste Bürohochhaus, 1970/71 die grosse Montage- und Speditionshalle, 1980 das zweite Bürohochhaus. Diese beträchtlichen Erweiterungsbauten konnten am heutigen Standort nur realisiert werden, indem das dafür erforderliche Land von den Anstössern erworben wurde. Im August 1977 wurde erstmals in der Geschichte des Unternehmens im Ausland eine Liegenschaft erworben. Seit Jahrzehnten war die Bundesrepublik Deutschland eines der wichtigsten Absatzgebiete für Müller-Maschinen. Daher wurde in Wuppertal, Zentrum der deutschen Bandfabrikation, eine Verkaufs- und Service-Gesellschaft gegründet. Durch Übernahme von zwei italienischen Konkurrenzfirmen ergab sich 1979 die Möglichkeit, in Italien eine zweite Produktionsstätte zu errichten. Nebst der Eliminierung von zwei Konkurrenten hat die Firma Müller seither den Vorteil, in einem Land mit tieferen Löhnen, günstigeren Wechselkursen sowie ausreichenden Land- und Arbeitskräftereserven produzieren zu können. Die italienische Tochtergesellschaft befindet sich in Rho, in der Nähe von Mailand.



Die erste Werkstatt von 1887 bis 1896 an der Mühlegasse im Unterdorf



Wohnhaus ab 1888, mit dem Werkstattanbau von 1896, an der Ecke Schulstrasse/Geissgasse



Das erste Fabrikgebäude auf dem heutigen Areal wurde 1916 bezogen (Ausbaustand 1921)

Auf den 1. April 1982 wurde im wichtigsten Absatzgebiet, den Vereinigten Staaten, ein weiteres Verkaufs- und Service-Center mit eigenen Gebäulichkeiten in Charlotte, Nord-Carolina, eröffnet. So kann die sehr anspruchsvolle amerikanische Kundschaft besser bedient und betreut werden.

Belegschaft

Während die erste und zweite Unternehmergeneration mit weniger als einem Dutzend Mitarbeitern auskam, wuchs die

Belegschaft in der dritten Generation kontinuierlich zur Grösse eines respektablen Mittelbetriebes von rund 500 Beschäftigten an (ohne Auslandsniederlassungen).

Stets wurde der Betreuung der Mitarbeiter grösste Aufmerksamkeit geschenkt, wohlwissend, dass nebst einer zeitgemässen Entlohnung auch die Vorsorge für die Angehörigen der Mitarbeiter gehört. Bereits 1947 errichtete daher Herr Müller eine Personalfürsorgestiftung, die 1960 und schliesslich 1985 weiter ausgebaut wurde.



Die Belegschaft im Jahre 1950 anlässlich des Betriebsausfluges nach Balsthal/Langenbruck

Ab 1962 wurde den auswärtigen Mitarbeitern Gelegenheit geboten, ein bekömmliches und preiswertes Mittagessen in der neu errichteten Kantine einzunehmen. Seit Herbst 1984 lädt der schöne Müllerhof zur Einnahme einer nach individueller Wahl bevorzugten Mittagsverpflegung ein. Zur Verbesserung der unzulänglichen Verkehrsbedingungen im Einzugsgebiet unserer Belegschaft wurde im Frühjahr 1964 ein betriebseigener Personaltransportdienst geschaffen.

Mit dem Anwachsen der Belegschaft und Zuzug von Mitarbeitern von ausserhalb der Region mussten auch Wohnungen beschafft werden. Schon im Jahre 1950 wurde ein Vierfamilienhaus gebaut. In der Folge erwarb die Personalfürsorgestiftung verschiedene Mehrfamilienhäuser in Frick. Zudem hat die Unternehmung bei der Gründung und Verwaltung der Industriellen Wohnbaugenossenschaft Frick aktiv mitgewirkt. Im weiteren ermöglichte die Firma Müller vielen Mitarbeitern den Bau eines Eigenheimes.

Um den Mitarbeitern in betrieblichen Fragen und in bezug auf die Anstellungsbedingungen ein Mitspracherecht einzuräumen, wurde bereits 1956 eine Arbeiterkommission gewählt, die die Belange der Belegschaft gegenüber der Geschäftsleitung zu vertreten hat.

Der Wachstumstrend des Unternehmens wurde während der letzten 40 Jahre in verschiedenen Perioden wohl gebremst, aber nicht aufgehalten. Bestellungsrückgänge spornten immer wieder zur Verbesserung der Maschinenkonstruktionen und zu Neuentwicklungen an. So war es möglich, auch die allgemeine Rezession, die sich 1975 einstellte, gut zu überstehen.

Unternehmensstiftung

Am 11. 6. 1982 wurde zur Verstärkung der Trägerschaft der Müller-Gruppe die J. und T. Müller-Stiftung gegründet. Sie dient der Erhaltung der Selbständigkeit und dem Fortbestand der Maschinenfabrik Müller und deren Tochtergesellschaften sowie der Arbeitsplatzsicherung und der Fürsorge der Beschäftigten. Über die Einhaltung des Stiftungszweckes hat ein aus fünf Mitgliedern bestehender Stiftungsrat zu wachen.

Der Fortbestand der Müller-Unternehmungen wird zudem durch eine während Jahrzehnten praktizierte, solide Finanzpolitik gewährleistet, so dass mit den vorhandenen, erarbeiteten Reserven sich auch schwierigere Zeiten überbrücken liessen.

Mit Zuversicht in die Zukunft

Die drei Jakob Müller-Generationen haben es ausgezeichnet verstanden, die Unternehmung in der Vergangenheit so zu leiten, dass deren Existenz nie bedroht war und dass deren Entwicklung mit Sachkenntnis, Energie und Ausdauer in aussergewöhnlicher Weise gefördert wurde. Sie waren der

festen Überzeugung, dass mit der Schaffenskraft des Fricktlers Chancen bestanden, neue Ideen zu verwirklichen und damit Arbeitsplätze für die Einwohner der Region zu schaffen.

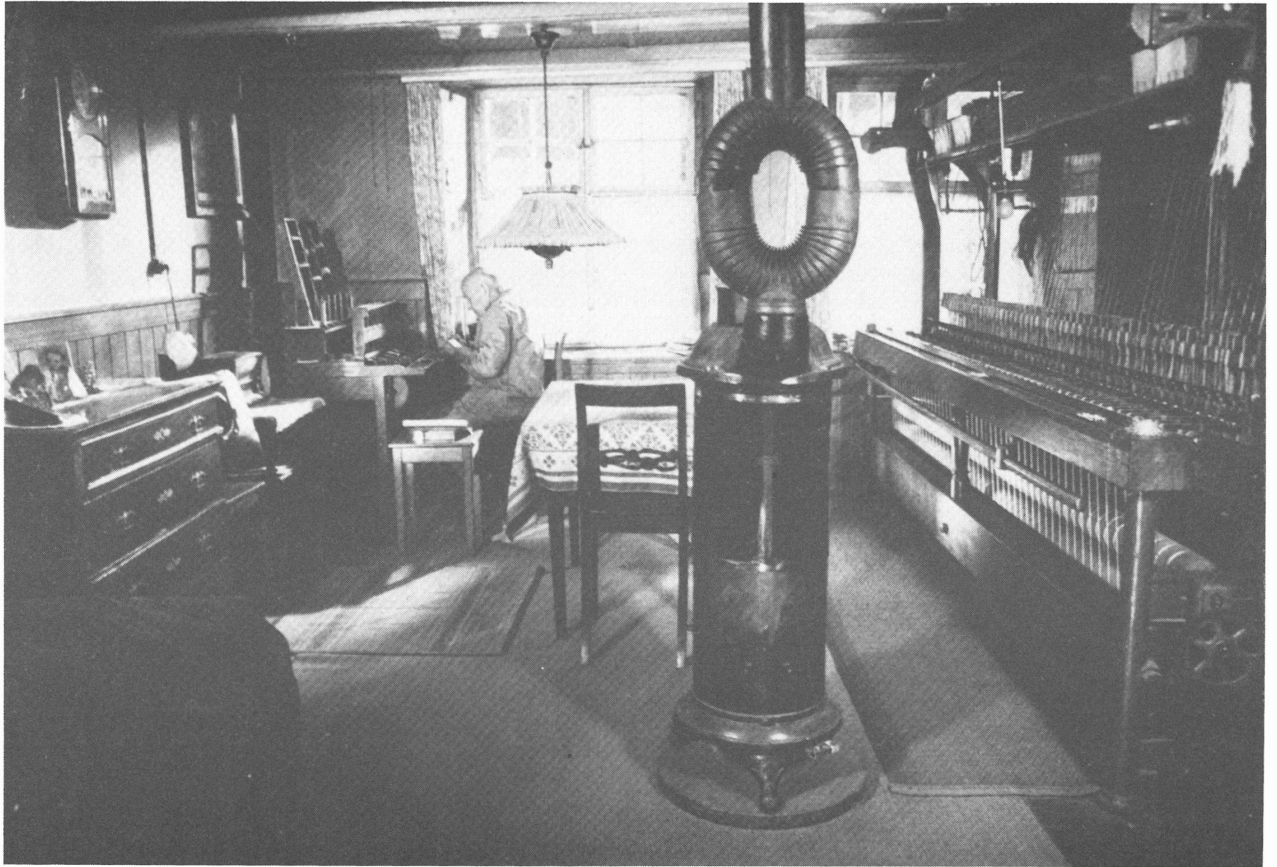
Mit der Unternehmensstiftung sind die Voraussetzungen geschaffen, dass die Firma Müller auch die Zukunft bewältigen kann. Wohlwissend, dass Nachlässigkeit, Überheblichkeit und falsche Selbstsicherheit stets lauernde Gefahren darstellen, wird sich die zukünftige Geschäftspolitik an die bisher mit Erfolg geübten Zielsetzungen halten, indem Neuentwicklungen, die gute Chancen auf dem Markt eröffnen, intensiv und konsequent bearbeitet, auftretende Schwierigkeiten durch überlegtes Handeln überwunden und ausgereifte Produkte auf dem Markt durchgesetzt werden, so dass die Firma Müller für ihre Kunden attraktiv bleibt. So wird der Name Müller Frick weiterhin in aller Welt ein Zeugnis bester Schweizer Qualität ablegen.

Erhard Grenacher



Die Heimposamenterie

101



Posamenterstube Reigoldswil. Gesamtansicht, Ernst Walliser sitzt an der *Spüelmaschine*.

Ein Gespräch mit Herrn August Schmid-Mazzotti,
Webermeister

P: *Herr Schmid, welches sind markante Daten in Ihrem beruflichen Werdegang?*

S: 1937—40 machte ich die Weberlehre bei der Bandweberei Thurneysen in Frick (hinterer Teil der heutigen Firma Müller, angrenzend an den Hartplatz der Sportanlagen; Scheddach mit Oberlichtband). Nach dem Besuch der Gewerbeschule Basel — zunächst verunmöglicht durch den Krieg — erhielt ich 1945 in Frick eine Meisterstelle. 1953 wurde ich Visiteur für Heimarbeit in den Kantonen Aargau, Solothurn und Baselland. 1958 gab es eine Fusion zwischen den grossen Basler Firmen Thurneysen und Sarasin. 1978 wurde die Firma verkauft. Bally Band übernahm Leute und Maschinen, Müller kaufte die leere Fabrikhalle. Am 1. April 1979 mussten wir nach Schönenwerd zügeln.

P: *Uns interessiert vor allem Ihre 25jährige Tätigkeit im Aussendienst.*

S: In den 50er und 60er Jahren war die Heimposamenterie eine einträgliche Erwerbsquelle; ich betreute in rund 25 Gemeinden über 60 Heimarbeiter, vor allem ältere Leute. Man besass einen bis zwei Webstühle, gelegentlich sogar vier. Diese gehörten der Firma, die auch für den Unterhalt aufkam; in privatem Besitz waren wenige.

P: *Gab es in Frick auch Heimposamentier?*

S: Nein; die Fricker gingen in die Fabrik. Heimarbeiter gab es aber in Hornussen, Gipf, Wölflinswil, Oberhof, Wittnau, Kienberg, Anwil und andern Gemeinden im Fricktal, Baselbiet und Solothurnischen.

P: *Wie kamen die Leute zu ihrer Ware?*

S: Dafür war der Botendienst zuständig. Nach dem Krieg bis ca. 1964 suchte ein Chauffeur mit Lastwagen die Arbeiter auf; und zwar im Auftrage des schweizerischen Seidenbandverbandes. Der Chauffeur fuhr täglich nach einem bestimmten Plan. Am Montag, Mittwoch und Freitag machte er das Oberbaselgebiet bis Frick; am Dienstag und Donnerstag besorgte er den untern Teil. Die Organisation war recht einfach doch zweckmässig. In jeder Gemeinde besass ein bestimmter Heimarbeiter einen Briefkasten am Scheunentor. Dort warfen die Arbeiter des Dorfes Zettel ein, auf denen stand, was sie fertigerstellen hatten oder brauchten. Wenn der Bote nun in die jeweilige Gemeinde kam, fuhr er zuerst zu diesem Haus, leerte den Kasten, las die Zettel und wusste so, was er abholen und zustellen musste.

P: *War das Weben eigentlich Frauenarbeit?*

S: Früher arbeiteten sehr viele Männer am Webstuhl; zu meiner Zeit war es noch ein Drittel. Man darf dabei nicht vergessen, dass die meisten Posamentier noch einen kleinen Landwirtschaftsbetrieb besassen.

P: *Wie hat man sich einen solchen Betrieb vorzustellen?*

S: Das war nichts Grossartiges. Aber, wer nebst der Heimarbeit noch einen «Pflanzblätz» besass, eine Kuh, drei Geissen und gar ein Säulein, der war weitgehend Selbstversorger und lebte nicht schlecht, auch nicht in Krisenzeiten. In den 25 Jahren im Aussendienst bin ich nie eigentlicher Armut begegnet. Natürlich waren die Löhne bescheiden. In den 30er Jahren arbeitete ich bei einem Stundenlohn von 25 Rappen zehn bis elf Stunden am Tag. Aber das reichte zum Leben; ein Vierpfünder Brot kostete eben auch nur 95 Rappen.

P: *Und die Heimposamentier?*

S: Die Kaistenbergstrasse wurde 1936/37 erbaut; und zwar in Notstandsarbeit. Verheiratete Männer verdienten dabei 70 bis 78 Rappen in der Stunde. Wenn sie zehn Stunden arbeiteten, kamen sie also auf rund sieben Franken. Davon ging noch 1½% Unfallgeld ab. Nehmen wir zum Vergleich einen Heimarbeiter mit vier Webstühlen. Da arbeiteten vielleicht die Grossmutter, die Mutter und zwei Töchter am Webstuhl. Wenn sie pro Tag an einer Maschine nur 2 Franken fünfzig herauswirtschafteten, hatten sie am Abend doch fast doppelt soviel verdient wie der betreffende Familienvater beim Strassenbau.

P: *Wie sah eine «Webstube» aus?*

S: Die «gute» Stube — die Präsentierstube — kannte man damals nicht. Die «gute» Stube war immer die Webstube; das häusliche Leben fand in der Küche statt. Die Stuben waren meist gross wie Hallen; vier Webstühle fanden gut und gern darin Platz. Daneben standen «Spüelmaschine» (der auf grosse Spulen aufgewickelte Einschlag-Seidenfaden wird auf kleine Spulen, d. h. «Spüeli», übertragen. Die Maschine hatte früher Fussantrieb; später wurde sie mit einer Transmission mit dem elektrischen Motor verbunden) und Bändelhaspel (zum Aufwinden der fertigen Seidenbänder). Ferner gab es eine Kunst (die damalige Heizung) und einen Backofen. Manchmal war noch ein Kästchen oder ein Tischchen vorhanden; in der Ecke stand gelegentlich eine Nähmaschine. Aber Esstisch und Sofa fehlten. Die «Stube» war reine Verdienstquelle.

P: *Was stellte man her?*

S: Der Bote («Bott») brachte den Leuten das Material, Seide oder Baumwolle. Vor 50 Jahren mussten sie die Strangen noch selber abspulen. Zu meiner Zeit besorgte dies das Hauptgeschäft, so dass die Weber fertige Materialrollen

zu verschaffen hatten. Während dem Krieg stellte man Millionen von Metern Verbandstoff her, Binden verschiedenster Breiten (für Spitäler und Sanität) sowie Gasmaskenriemen. Gegen Kriegsende kamen die Reissverschlüsse auf. Nach dem Krieg wurden schwarze Uhrenbändeli zum grossen Schlager. In den 60er Jahren kamen dann technische Artikel für die Industrie auf. Sie sehen: man musste und muss in diesem Beruf mit der Zeit gehen. Nach dem Krieg ging übrigens die Heimarbeit rapide zurück. Die Jungen wollten nicht mehr mitmachen. Neuartige Berufe entstanden, und Arbeit war vorhanden. Man konnte Lehren absolvieren und auch auswärts einer interessanten Beschäftigung nachgehen.

P: *Das Leben der Weber verlief offenbar nicht sehr abwechslungsreich?*

S: Nein. Ferien in unserem Sinne kannten sie nicht. «Ferien» bedeuteten die Zeitspannen zwischen Fertigstellen eines Auftrages und Eintreffen des nächsten; das mochte schon eine Woche dauern. Da konnte man den Garten wieder in Ordnung bringen und Hausarbeiten nachgehen. Im übrigen blieb man jahraus, jahrein daheim. Einziges Vergnügen boten die Dorftheater im Winter, die waren immer gut besucht. Am Sonntag haspelte man meist ab; die Warenlänge war ja vorgeschrieben, zum Beispiel 150 Meter am Stück. Man teilte seine Zeit nun so ein, dass am Sonntag die Ware abgenommen werden konnte; die Strangen wurden viermal gebunden und geputzt, jedes Fädchen musste man sauber abschneiden.

P: *Herr Schmid, welches waren eigentlich Ihre Aufgaben?*

S: Ich war verantwortlich für den ganzen Ablauf, d. h. ich musste die Qualität der Ware prüfen, Stühle einrichten oder auch umrichten, wenn dies neue Aufträge erforderten, und schliesslich auch Reparaturen vornehmen.

P: *Wie verlief ein typischer Arbeitstag?*

S: In der Gestaltung des Tages war ich frei. Im Winter fuhr ich mit dem Auto meist um acht Uhr weg, im Sommer um sieben Uhr; abends war ich oft erst gegen acht Uhr daheim. Ich fuhr natürlich nicht jeden Tag in meine zwanzig Gemeinden; an einem Tag machte ich das obere Baselbiet, am andern den unteren Teil. Auch zeigten mir Telefonanrufe am Vorabend, wo ich am nächsten Tag gebraucht wurde. Aber es konnte natürlich schon einmal vorkommen, dass ich an einem einzigen Tage in allen Gemeinden gebraucht wurde. Der Kofferraum war immer gefüllt mit Ersatzteilen (Schnüre, Darmsaiten, Riemen u. a.) und einer Kiste Werkzeuge. In der Regel betreute ich um 60 Webstühle; während acht Jahren waren es sogar einmal 70.

P: *Sie erwähnten den Winter; das war wohl für Sie die schwierige Jahreszeit?*

S: Unbedingt. Ich erinnere mich an Winter, wo ich die Ketten drei bis vier Wochen lang nicht von den Rädern nehmen konnte. Die Strassen auf dem Lande waren eng und nicht geteert; Schneepflüge kannte man nicht; ein Kreuzen lag meist nicht drin, «der Nähere geht retour», hiess die Devise.

Unvergesslich bleibt mir der Winter 1955/56. Auf der Anwiler Höhe wurden damals 30 Grad unter Null registriert. Oft durfte ich den Motor am Vormittag nie abstellen, ich hätte ihn nicht mehr angebracht. Im Baselbiet lag zeitweise der Schnee 80 Zentimeter hoch. Einmal war ich unterwegs von Zeglingen nach Oltingen, um die dortige Schreinerei aufzusuchen. Doch beim Aufstieg rutschte ich plötzlich weg und kam erst wieder zum Stillstand, als die rückseitige Hälfte des Autos unter einer Schneemahde verschwunden war. Fünf Männer zogen mich

schliesslich mit vier Pferden wieder auf die Fahrbahn. Eine Bezahlung wollten sie nicht dafür. Die Leute waren früher überhaupt viel hilfsbereiter und dienstfertiger als heute. In Anwil hat mir der alte Wegemacher jeden Winter beim Dorfbrunnen wie selbstverständlich einen stubengrossen Parkplatz freigeschaufelt. Offerierte man solchen Helfern gelegentlich ein Zweierli oder einen Kaffee, waren sie mehr als zufrieden.

Man war halt noch mehr aufeinander angewiesen. Das zeigte sich auch beim Botendienst.

P: *Wie meinen Sie das?*

S: Der Bote war nicht nur Waren- sondern auch Geldbriefträger. In Basel nahm er die Löhne, separat verpackt, in Empfang und lieferte sie den Posamentern ab. Andererseits fuhr er deren Vorräte (Kirschen, Kartoffeln, Gemüse u. a.) in die Stadt; die Basler Herren («d Heere» = Fabrikanten) kauften diese Frischprodukte gerne. Daneben besorgte der Chauffeur auch den Personentransport. Damals war übrigens der Salzhandel noch nicht frei, d. h. nur bestimmte Läden durften Salz verkaufen; diese belieferte er regelmässig mit 50- oder 100-kg-Säcken Salz aus Schweizerhalle.

P: *Sind Ihnen auch Fälle von Kinderarbeit bekannt?*

S: Kinderarbeit gab es die letzten 40 Jahre nicht mehr. Mode war sie zwischen dem Ersten und Zweiten Weltkrieg. Damals verdienten die Leute nicht viel und hatten häufig sehr lange Wartezeiten zwischen den einzelnen Aufträgen; die Arbeit konnte während zwei Monaten ausbleiben. Ging aber endlich ein Auftrag ein, presste es meist. Da arbeiteten Mann und Frau abwechslungsweise Tag und Nacht. Kamen die Kinder aus der Schule, mussten sie sofort die Spulen für die Webschiffchen vorbereiten. Aber wie gesagt, das war lange vor meiner Zeit.

P: *In all diesen Jahren haben Sie sicher viel erlebt, Gefreutes und anderes. Könnten Sie unsern Lesern noch ein «Müsterli» erzählen?*

S: Ja, darüber könnte ich Bücher schreiben. Da gab es zum Beispiel die abergläubischen Posamenter; denen durfte ich an einem Samstag nie neue Maschinen einrichten. Das gehe nimmer gut aus, meinten sie; am Montag könne ich wieder kommen; aber heute ... Da musste ich halt unverrichteter Dinge wieder abzotteln. — Aber ein «Müsterli»? — Doch. In Weisslingen betreute ich ein Ehepaar. Als die Frau starb, arbeitete der Mann an zwei Webstühlen weiter, fleissig und rechtschaffen. Damals musste ich noch jeden Dienstag und Freitag in den Hauptsitz nach Basel, um die Waren zu kontrollieren, welche der Bote brachte. Da lag ein Berg Ware, die vom oben erwähnten Posamenter stammte, auf einem Tisch. Davor stand der Chef und wettete: «Schauen Sie sich das einmal an! Da und Da! Sehen Sie: Tupfen. Nichts als Tupfen. Überall braune Tupfen. Sowa können wir doch nicht verkaufen! Und mit Waschen bringen wir überhaupt nichts heraus ...» — Ich murmelte etwas von Ölspritzern und dass ich die Maschine sofort kontrollieren werde. Das tat ich denn auch; aber ich konnte nicht den geringsten Mangel feststellen. Auch der Posamenter konnte sich die leidige Angelegenheit nicht erklären. Bei meinen Kontrollgängen war mir zwar aufgefallen, dass es in seiner Webstube leicht nach Tabak roch. Aber ein gelegentlicher Stumpen konnte doch nicht solch schwerwiegende Folgen haben. Oder rührten die Tupfen etwa vom uralten rauchenden Holzofen her? Ich glaubte es nicht.

Als ich den Mann wieder einmal besuchte, liess ich das Auto im Dorf stehen und ging zu Fuss auf sein Haus zu. Vorsichtig stieg ich dann die Treppe empor und trat unmerklich in die Webstube. Und was sah ich? Der Mann hatte



Martha Buser beim Abhaspeln der fertigen Bänder (für Schleifen an Grabkränzen). Man beachte die grossen Schiffchen des Posamentstuhles.

einen gewaltigen «Schigg» (Priem) im Munde. Und jedes Mal, wenn er über der Weblade hing und Spulen einsetzte, spuckte er in die Lücke, die sich aus dem beidseitigen Bündelabstand ergab. Das also waren die braunen Tupfen ... Wir mussten die ganze Ware chemisch reinigen lassen, aber einwandfrei wurde sie nicht mehr.

P: *Im Zusammenhang mit der Posamenterei sollten wir auch noch von der Stuhlschreinerei berichten.*

S: Um die Jahrhundertwende gab es in fast allen Dörfern eine Stuhlschreinerei. Diese Schreinereien stellten ausschliesslich Webladen her und noch früher ganze Web-



Posamenterrinnen beim Einziehen, im Vordergrund der Visiteur, Rünenberg 1973.

stühle. (Weblade heisst die Vorrichtung am Webstuhl zur Aufnahme der Weberschiffchen; Schiffchen wiederum sind längliche, an beiden Enden spitz zulaufende Gehäuse für die Spule des Schussfadens.) Die Stühle waren aus Eichenholz. Wer eine Stuhlschreinerei besass, verfügte über ein einträgliches Geschäft. Als aber der Guss aufkam, fing man an, die Seitenteile zu giessen; da verloren diese Schreinereien an Bedeutung. Heute gibt es nur noch eine einzige Stuhlschreinerei in unserer Gegend; die Firma Schneider-Gerster AG in Gelterkinden (wo übrigens unsere letzte Heimarbeiterin, Helen Dupraz, noch Heimarbeit macht) stellt noch Webladen und ganze Stühle her; allerdings nicht mehr im kleinen Rahmen, sondern fabrikmässig.

- P: *Kann man heute überhaupt noch alte Webstühle aufreiben?*
- S: Das dürfte schwierig sein. Früher schlug man altehrwürdige Webstühle aus Eichenholz zusammen und verheizte sie. In den letzten zehn Jahren kam dann eine überfallartige Nachfrage nach solchen Monstern; man suchte sie für private Zwecke und für Museen. Aber jetzt ist leider so gut wie nichts mehr vorhanden.
Aber auch die grossen Webstuben sieht man heute nicht mehr; sie sind jetzt in mehrere Zimmer unterteilt; wo früher die Familie ihrer Webarbeit nachging, hat man Platz für zwei bis drei Schlafzimmer geschaffen. So ändern die Zeiten!
- P: *Herr Schmid, ich danke Ihnen vielmals für dieses Gespräch. Sie haben es verstanden, uns ein fast ganz ausgestorbenes Handwerk wieder gegenwärtig zu machen; und zumindest in der Erinnerung wird es so erhalten bleiben.*
Heinz Picard